Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Kleines Gartenstück
Autor: Schnack, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661645

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleines Gartenstück

Von Friedrich Schnack

Die grüne Farbe des Gartenjahres ist zu kleinen Tupfen zusammengeschmolzen: sie schimmert nur noch in den Stengeln des überwinternden Lauchs, den krausen Blattbärten des Winterkohls, den knospenrunden Broschen des Rosenkohls, in den Blattzeilen des Winterspinats und den Rosetten des Feldsalats. — Grün in verschiedenen Abstufungen, insgesamt ein letztes Zeichen des abgedankten Chlorophylls. Einstmals prunkte es reich und prächtig. Die kahle, klare Gartenerde gibt jetzt unverhüllt den Ton an. Es ist ein kupferiger oder lössartiger Ton, ein lehmgelber oder mergelfarbener, eine Farbe aus uralter Zeit, eine Farbe der Dauer. Die Beete wurden grobschollig umgegraben. Was unter den Schollenhügeln liegt, muss verwesen. Die Zeit der langen Ruhe ist da.

Das Gartenstück ist zu Ende, es war wunderschön und abwechslungsreich. Wie ein Musikstück war es: Frühling, Sommer und Herbst klangen und tanzten darin. Eine langausgesponnene Gartensonate war es, die mit einem Crescendo vertönte. Vogelglocken erschalten dazu, oft paukte ein Gewitter hinein — und dann wurde die Gartensonate plötzlich zu einer Pastorale.

Die Instrumente zu diesem Gartenstück wurden weggestellt, die einen hängen im Schuppen, die andern stehen im Keller. Als letztes übte der Spaten ein Einzelstück: bis in die jüngste Zeit klang sein Arbeitstakt. Der Rechen hat mit dem Kamm der Zähne kaum noch etwas zu schaffen und zu erraffen. Die Gartenschere schnippt und schneidet nicht länger. Die verblühten Stengel und Stauden liegen schon lang — samenlos — auf dem Komposthaufen. Kalk wurde darüber gestreut. Die schwarze Schlange des Gartenschlauchs wird lange nicht wieder zischen, sie wurde auf die Trommel gerollt und in den Schuppen geschoben. Die Baumsäge hängt eingefettet am Nagel. Man wird sie erst wieder im Februar zur Hand nehmen, wenn die Bäume ausgelichtet und geputzt werden sollen. Die Giesskanne macht eine lange Trockenzeit durch. Jetzt trägt die Wolke Wasser, die dunkel und eisengrau über dem Wald heraufzieht. Und die Erde braucht Wasser, viel Wasser.

Ich habe ein paar Büsche gepflanzt, sie sollen gewaschen und eingeschlämmt werden. Ueberdies wird bald der Schnee kommen. Der leere Apfelbaum stösst die Aeste himmelwärts, er reckt und streckt sich, als sei ihm leicht, da ihn keine Früchte mehr belasten, kein Laub ihn mehr überhäuft. Er hat sich in den Regen gestellt, auch Bäume wollen baden und geduscht sein. Das Wasser läuft an seinem Stamm herunter, er glänzt und schimmert.

Ein neues Gartenstück hat begonnen — die Gartenballade des Winters.

Die Chrysanthemen blühen im Wärmeschutz der Mauer, bis ein scharfer Frost ihre Herrlichkeit beendet. Sie sind förmlich die Nachgedanken der Blumenwelt. In der Fülle ihrer Blüten hat sich noch einmal alle Kraft des scheidenden Gartenjahres zusammengerafft, zu einer Sternstunde des Pflanzenschicksals. Sie strahlen und feiern ihren Triumph, sie ziehen die den Garten durchspähenden Blicke auf sich. Wenn aber eines Morgens ihre Flammen erloschen sind, dann brennt nur noch die kalte Flamme des Winters.

Diese späten Gartenstauden, mit frischem, zierlichem Laub an hohen Stengeln geschmückt, erstaunlich lange grün bleibend, haben buchstäblich in den Herzen der Blumenfreunde Wurzel geschlagen. Für immer werden ihre Sterne ihnen leuchten. Sie sind freie Gartenpersönlichkeiten, Sinnzeichen der Unabhängigkeit: sie machen sich nichts aus der so späten Jahreszeit, und während jetzt die andern Blumen von Rang im Garten eingehen oder schon hingewelkt sind, leben die Chrysanthemen neben der allgemeinen Blumenzeit dahin, in einem Sommer, den nur sie kennen.

Aber sie sind, soweit sie der indischen Art angehören, ohne Duft, wenn auch nicht ganz ohne einen bitterlichen Geruch. Welche Insekten wären auch jetzt noch anzulocken? Die Bienen bleiben in ihren Wachsburgen, die Hummel träumt in ihrem Erdnest, die Schmetterlinge sind fortgeflogen oder verstorben — die Wohlgerüche und Düfte sind davon geweht und in die Lüfte verdunstet. Die Farben aber blieben. Und die Chrysanthemen, die Helden des Gartens, tragen starke und selbstbewusste Farben. Selbst ein eisiger Morgentau kann ihnen nicht so leicht die Schönheit rauben.

Beinah ein ganzes Jahr hat sich die Pflanze auf die Zeit ihrer Blüte vorbereitet. Sie hat einen langsamen Lebenstakt. Auf der Schwelle des Gartenjahrs erscheinend, neigen sich ihre Sterne. Sie erwärmen die Sinne. Sie sind verzögerte, dennoch starke Töchter der Sonne. Eine der letzten, eine silberige mit rosa, heisst «Nebelrose» — in ihrem Namen erglimmt noch hinter den trübsten Lüften ein Lichtstrahl.

Einst wurde im Kristallpalast zu London ein grosses Chrysanthemenfest gefeiert. Eine Million von Chrysanthemenpflanzen in vielen Tausenden von Blumentöpfen hatten die Gärtner zum Schmuck herbeigebracht. Fünftausend Musiker liessen ihre Tonwellen über die farbigen Kaskaden hinbrausen, und zwanzigtausend Personen feierten mit: es war Friedrich Schillers hundertster Todestag. Keinen herrlicheren Flor hatten die Freunde des Dichters finden können. Der Götterfunke der Freude, von Schiller in seinem Hymnus gefeiert, wurde durch die Blumensprache millionenfach ausgedrückt.

Ein Klaustag

Erzählung von Paul Wehrli

Am sechsten Dezember — die Nacht war bereits über den schneebedeckten Feldern hereingebrochen und gross stand die Mondsichel am Winterhimmel — da wurde an unsere Türe geklopft. Wir Kinder fuhren bei diesem Tone erschrocken zusammen, sahen zur Mutter hinüber, die blickte auf den Vater, der seinerseits einen Blick auf die Wanduhr warf, dann wartete und, weil nun das Klopfen zum zweitenmal gegen die Tür hämmerte, aufstand und zur Klinke griff. Es war nicht der Weihnachtsmann, der St. Niklaus, der über der Schwelle stand, sondern ein Mann, anfangs der Dreissiger, der meinem Vater verlegen die Hand entgegenstreckte, lächelte und ihn beim Taufnamen nannte. Noch sehe ich meinen Vater, der aschfahl geworden war, mit offenem Munde den Ankömmling betrachtete, ihn schliesslich hereinzog, die Türe schloss, dann halbwegs der Mutter entgegenging und sagte: «Der Heinz!» Bei diesem Worte verfärbte sich auch meine Mutter; sie erhob sich von ihrem Stuhle und legte ihre Rechte in die des Angekommenen. Sie vermochte kein Wort zu sagen, blickte wieder auf den Vater, der endlich einen Stuhl herbeitrug und den Gast zum Sitzen nötigte. Und da sie sich endlich vom Staunen erholt hatten, als die drei einander Auge in Auge gegenübersassen, da entdeckte meine Mutter erst, dass der Neuangekommene immer noch seinen Ueberzieher trug, dass er den Hut neben sich auf den Tisch gelegt hatte und dasass, als wäre er nicht ihr Freund. Da fasste sich meine Mutter, der Mann entledigte sich des Mantels, des Hutes, ich trug alles hinaus, holte Brot, Most und Gläser herein, deckte den Tisch, indessen der Mann meine Geschwister und mich begrüsste und verwundert war, die Stube des Freundes voll Kinder zu sehen.

Als ich zum andern Male hereinkam, fragte mein Vater eben den Fremdling, woher er komme. Vom Friedhof, lautete die Antwort, er habe das Grab des Vaters gesucht und nicht gefunden. Bei diesen Worten brach meine Mutter in Tränen aus, mein Vater atmete schwer und rang die Hände. «Heinz», sagte er, «als ich dir damals schrieb, dass dein Vater am Sterben sei, ja, dass er, wenn du diesen Brief erhältst, wahrscheinlich schon in seinem Grabe ruhe, hat sich die Wendung zum Bessern eingestellt. Dein Vater genas vom Tode, ich schrieb es dir . . . schrieb dir zwei-, dreimal nach Amerika hinüber und erhielt die Briefe jedesmal als unbestellbar zurück.»

Der Fremdling legte beide Hände vor das Gesicht und schwieg. Als er sie löste, standen Tränen in seinen Augen und er murmelte: «Mein Vater lebt! Mein Vater lebt!» Und jetzt erfuhren wir auch, dass Heinz aus diesem Dorfe, ein Tunichtgut war, der seinem tyrannischen Vater nichts als Kummer bereitete und eines Tages spurlos verschwand und nach Amerika ging. Von dort schrieb er meinem Vater, überbordete in Anklagen gegen seinen «Alten» und bat inbrünstig, ihm Auskunft über dessen Ergehen zu senden, ihm jedoch nie seinen Aufenthalt zu verraten. Schlecht ging es dem alten Moser, schlecht, dass viele Dorfbewohner an sein stündliches Ableben glaubten; der Arzt